

# Fünfzig Jahre freies Indien

VON  
Theo Sommer

Nach zwei Jahrhunderten britischer Kolonialherrschaft erlangte Indien am 15. August 1947 seine Unabhängigkeit. Schlag Mitternacht trat Jawarharlal Nehru ans Mikrophon und sprach, in einer der großen Reden unserer Zeit, die historischen Worte: „Es kommt ein Augenblick, wie er sich in der Geschichte nur selten einstellt, wenn wir aus dem Alten hinaustreten hinein ins Neue, wenn ein Zeitalter endet und wenn die Seele eines Volkes, lange unterdrückt, endlich Ausdruck findet.“

Der Augenblick der Befreiung vom kolonialen Joch war ein Augenblick der Hoffnung. Sie stand hinter Nehrus Versprechen: „Wir werden der Armut ein Ende setzen, der Unwissenheit, der Krankheit und der Chancenungleichheit.“ Dieselbe Hoffnung stand auch hinter Mahatma Ghandis hochgestecktem Ziel, „alle Tränen aus allen Augen zu wischen“.

Wenn die 960 Millionen Inder auf die vergangenen fünfzig Jahre zurückblicken, so tun sie dies mit gemischten Gefühlen. Einerseits tun sie es mit Stolz, andererseits nicht ohne Bitternis.

Sie tun es mit Stolz, weil sie in fünf Jahrzehnten viel erreicht haben. Sie können sich heute selber ernähren und sind mittlerweile sogar ein Großexporteur von Reis und Getreide. Sie haben im Bildungsbereich Fortschritte gemacht, desgleichen im Gesundheitswesen. Indien hat - ein Flickenteppich der Religionen, Sprachen und Regionalkulturen - den Laizismus und die Toleranz gegenüber allen Glaubensbekenntnissen in der Verfassung verankert. Beides, die Verpflichtung auf den säkularen Staat wie das Bekenntnis zum duldsamen Pluralismus, hat es trotz mancherlei fundamentalistischer Angriffe, trotz aller gesellschaftlichen Zerklüftungen in seiner Staatspraxis unbeirrt gelebt. Und es ist eine Demokratie geblieben, die größte der Erde, hat zwar dynastischer Anwandlungen sich nicht immer erwehren können, sich jedoch nie der Diktatur oder der Herrschaft der Militärs ergeben.

Andererseits aber - und dies erklärt die Bitternis („disenchantment“), die Salman Rushdie so eindringlich schildert - ist der Weg zu den Zielen von 1947 noch weit, noch steil und steinig. Drei Tragödien haben verhindert, daß Indien weiter ist, als es unter günstigeren Sternen heute hätte sein können.

Die erste Tragödie war die Teilung des Subkontinents in zwei Staaten: Indien und Pakistan. Die Teilung war die andere Seite der Freiheit. In blutigen Massakern verloren über 500.000 Hindus, Sikhs und Muslime ihr Leben; Mil-

lionen suchten Zuflucht im jeweils anderen Teil. Die Unabhängigkeit begann mit Tod und Zerstörung. Fortdauernde Feindseligkeit zwischen Indien und Pakistan war die Folge, sie entlud sich in drei Kriegen und mehreren Krieg-in-Sicht-Krisen. Der ewige Streit um Kaschmir, enorme Militärausgaben, ein ständiges Wettrüsten (das Pakistan wie Indien zu Atommächten werden ließ) sind das niederdrückende Vermächtnis der Teilung.

Die zweite Tragödie war der Kalte Krieg. Die Inder gingen im Ost-West-Konflikt zunächst auf Distanz zu beiden Blöcken, dem westlichen und dem kommunistischen. Dann rückten sie aber zusehends an den Kreml heran und pflegten ein von der politischen Klasse wie von den Intellektuellen getragenes „besonders Freundschaftsverhältnis“ mit Moskau. Indiens Blockfreiheit hatte Schlagseite nach links. Die Tragödie lag darin, daß das Land sich mit den historischen Verlierern des Kalten Krieges verbündete und sich die Beziehungen zu den künftigen Siegern hochtrabend über Jahrzehnte hinweg verdarb.

Die dritte Tragödie erwuchs aus den beiden herrschenden Lehren, wie das Land zu modernisieren sei - der Ghandis und jener Nehrus. Ghandiji predigte Genügsamkeit; Lendentuch und Spinnrad waren seine Symbole. Genügsamkeit wurde bald zur Selbstgenügsamkeit hochstilisiert, zur Autarkie - *Swadeshi* lautete die Parole, „self-reliance“. Nehru aber beschwor das „sozialistische Gesellschaftsmuster“ und setzte zentrale Planung gegen „Markt-anarchie“, sozialistisches Eigentum an den Produktionsmitteln gegen privates, gleiche Einkommensverteilung gegen „klassenabhängige“. Diese Art von sozialistischer Planwirtschaft war die falsche Vision, ein Rezept für den Mißerfolg: Stagnation und andauernde Armut. Das Ergebnis wird heute allgemein beklagt.

Noch immer herrscht viel Elend: Die Hälfte der Bevölkerung muß von weniger als einem US-Dollar pro Kopf und Tag leben. (Das rechtfertigt auch die Tatsache, daß Indien bis heute auf der Liste der Empfängerstaaten deutscher Entwicklungshilfe an erster Stelle steht - 340 Millionen Mark jährlich, 16 Milliarden seit 1958.)

Noch immer herrscht Unwissenheit: Im Durchschnitt gehen Jungen nicht länger als dreieinhalb, Mädchen nicht länger als anderthalb Jahre in die Schule. Die Hälfte aller Erwachsenen können nicht lesen und schreiben. Die Bildungsausgaben sind beschämend niedrig: 9 US\$ jährlich pro Kopf. (In Südkorea, das 1947 mit Indien gleichauf lag, sind es 130 US\$.)

Noch immer liegen Gesundheit und Hygiene im argen: Viele Dörfer haben noch nie einen Arzthelfer, geschweige denn einen Arzt gesehen, zwei Drittel der Kinder unter fünf Jahren sind unterernährt, die Säuglingssterblichkeit ist nach wie vor hoch, die Wasserqualität ist schlecht.

Noch immer ist Korruption der Fluch des Landes - die Korruption im kleinen, der Kleinen, die Rushdie in seinem jüngsten Roman *The Moor's Last Sigh* die „Indian Theory of Relativity“ nennt: „Everything is for relatives“, und

jene Korruption im großen, der Großen, die vom Maruti-Skandal der siebziger über den Bofors-Skandal der achtziger Jahre hinreicht zu den Machenschaften des letzten Kongreßministerpräsidenten Rao, dem ein Gerichtsverfahren wegen Bestechlichkeit ins Haus steht.

Und noch immer lastet das Kastenwesen auf dem Land, das Krischna in der Bhagavadgita eine der Speichen des kosmischen Rades nennt - ein Felsbrocken, der den Weg zu sozialer Gerechtigkeit und bürgerlicher Gleichheit blockiert.

So ist es kein Wunder, wenn der neue Staatspräsident Narayanan, der erste Unberührbare in diesem hohen Amt, „aufgewachsen im Staub und in der Hitze unseres heiligen Landes“, wie er selber sagt, zum fünfzigsten Jahrestag der Unabhängigkeit aufs neue die Verwirklichung der Ziele von 1947 anmahnte: „die Überwindung von Armut, Unwissenheit und Krankheit“, wenn er Teilhabe und „empowerment“ forderte für die niederen Klassen und Kasten, für die Minderheiten, für die Frauen, wenn er den „Dämon der Korruption“ geißelte, wie dies schon Mahatma Ghandi wenige Tage vor seiner Ermordung getan hatte.

Präsident Narayanan nahm kein Blatt vor den Mund: „Die Übel des ethnischen Denkens, des Kastenwesens, der Gewalt und vor allen Dingen der Korruption plagen heute die indische Gesellschaft ... Die Korruption hat nicht abgenommen, sondern sie ist nun endemisch. Die Gewalt ist in alle Lebensbereiche eingedrungen. Die Werte der Toleranz und des Pluralismus, die wir so hoch geschätzt haben, werden in alarmierendem Tempo zerfressen.“

Der Staatspräsident ruft die Inder zur Selbstbesinnung auf. Und er bekräftigt die alte Zielrichtung, wenn er hinzufügt, sein ganzes Trachten und Streben, der Inhalt all seiner Gebete gälten nur einem einzigen Ziel: dem Ziel, „daß dieses Land der vielen Glaubensbekenntnisse und Sprachen, dieses Land der kulturellen Vielfalt *Prosperität für alle* seinem Profil hinzufügen möge“.

Wohlstand für alle - das klingt wie Ludwig Erhard. Das dramatisch Neue jedoch ist die Erkenntnis, daß dieses Ziel nicht unerreichbar bleiben muß, daß das Versprechen, die Armut zu überwinden - „*Garibi Hatao*“ lautete Indira Ghandis Schlachtruf - nicht unerfüllbar ist, ja daß in Tat und Wahrheit Indien seit über sieben Jahren dabei ist, sich aus der Stagnation, der Einkrümmung auf sich selbst, der Abschottung von der Welt zu lösen.

Der indische Elefant hat geschlafen. Der chinesische Drache hatte sich schon Ende der siebziger Jahre in das Abenteuer der Wirtschaftsreform und der Öffnung zur Welt gestürzt. Die Tiger des nordöstlichen und südöstlichen Asiens stürmten während der achtziger Jahre Indien voran in die Moderne. Die Inder gaben sich erst 1991 einen Ruck, nach einer schweren Wirtschaftskrise, die das Land an den Rand der Zahlungsunfähigkeit geführt hatte. Doch seitdem haben sie einen gewaltigen Satz nach vorn getan.

Aber der Durchbruch gelang. Und fortschrittlich Gesinnte haben zum ersten Mal das Gefühl, das ein prominenter indischer Wissenschaftler jüngst auf die Formel brachte: „Die Gegenwart ist nicht mehr die Verlängerung der Vergangenheit, sondern die Startrampe in die Zukunft.“

Im Jahre 1991 reichten die indischen Währungsreserven noch für knapp vierzehn Tage, inzwischen liegen sie wieder bei 20 Milliarden US-Dollar. Die Inflationsrate ist von damals 17 auf acht Prozent gesunken. Die Wachstumsrate kletterte von einem auf runde sieben Prozent, in der Industrieproduktion sogar auf 13 Prozent. Das Exportvolumen nahm jährlich um ein Fünftel zu. Finanzminister Manmohan Singh, der „Ludwig Erhard Indiens“, kehrte vierzig Jahren sozialistischer Zentralverwaltungswirtschaft den Rücken, ließ in fast allen Sektoren private Investitionen zu, baute die Importbeschränkungen drastisch ab, senkte die Zollsätze und hieß ausländisches Kapital willkommen. Das Ergebnis: Indien ist heute kaum wiederzuerkennen. Seine Nachfolger setzen diese Linie fort.

Produkte des Westens sind auf einmal überall zu haben. Reebok-Turnschuhe und Lacoste-Hemden, Suzukis und Mercedes-Limousinen werden im Lande hergestellt; Levi und Bennetton lassen dort für sich arbeiten. Die Gartenstadt Bangalore ist zum „Silicon Plateau“ Indiens geworden, wo Siemens, Bosch und die Deutsche Bank, Motorola, IBM, Microsoft und Hewlett-Packard Software produzieren. (Vielleicht waltet eine Art ausgleichender historischer Gerechtigkeit darin, daß die Inder, die einst die Null erfunden haben, heute in der binären Computerwelt exzellieren.) Das Exportvolumen dieses Sektors - 1990 erst knapp hundert Millionen US-Dollar - hat mittlerweile die Milliardenchwelle überschritten. Überall wurden Joint Ventures gegründet. Heute gibt es rund 500 deutsch-indische Unternehmungen. Dabei ist alles vertreten, was in der Industrie der Bundesrepublik Rang und Namen hat.

Die Wirtschaftsreformen haben jedoch auch im Lande die Entwicklung vorangetrieben. Noch existiert viel Armut. Zugleich aber ist eine neue Mittelklasse im Entstehen, die heute schon auf 200 bis 300 Millionen Menschen geschätzt wird. Ölfleckartig breitet sich der Wohlstand aus. Er wird auch an den Dörfern nicht vorbeigehen, in denen drei Viertel aller Inder leben. Auf dem Lande sind ja die Zukunftsperspektiven nicht minder vielversprechend als in den Städten. Indien ist weltweit der größte Erzeuger von Milch, Reis, Zucker und Tee. Es ist der zweitgrößte Produzent von Obst und Gemüse. Heute gehen noch 40 Prozent der Ernte verloren, nur 1,5 Prozent der landwirtschaftlichen Erzeugnisse werden in irgendeiner Weise weiterverarbeitet. Hier steckt ein enormes Entwicklungspotential. Wird es genutzt, so werden Licht und Wasser bald auch in die Dörfer kommen.

Gewiß, die Reformen lassen noch vieles zu wünschen übrig. Die ökonomische Infrastruktur - Straßen, Bahnen, Häfen, Flughäfen - ist so un-

zureichend wie die gesellschaftliche Infrastruktur - Bildung und Ausbildung, Gesundheitswesen und Sozialfürsorge. Die Energieversorgung ist absolut unzureichend, Stromausfall eine ständige Erscheinung; kein ausländisches Unternehmen verzichtet auf Generatoren und Batteriekammern, um den schlimmsten Abstürzen vorzubeugen.

Zwar ist der Papierkrieg etwas eingeschränkt worden, doch der Genehmigungswahn treibt weiterhin seine Blüten. Und die Bürokratie - vier Millionen öffentliche Bedienstete allein bei der Zentralregierung, davon rund 200.000 in der Zollverwaltung - läßt sich auch durch die Lockerung der Gesetze nicht unbedingt zu einer Lockerung ihrer hergebrachten Strenge verleiten: lästige Formulare und Stempel, eine Überfülle von „clearances and permits“ bleiben das A und O allen amtlichen Waltens. Oft verweigert das eine Ministerium, was das andere genehmigt hat.

So erklärt sich im übrigen auch, daß die Inder, die ständig an die Welt appellieren, großzügig in ihrem Land zu investieren, im Jahre 1994 nur rund eine Milliarde US-Dollar anlockten, ein Dreißigstel dessen, was China im selben Zeitraum mobilisierte. Aus Deutschland flossen 1994 ganze 56 Millionen DM an Investitionen nach Indien. 1995 waren es 297 Millionen, 1996 dann 202 Millionen DM. Dabei befand sich eine weitere Milliarde DM „in der Röhre“ und hätte fließen können, wären die Hemmnisse beseitigt worden: bürokratische Hürden wie häufig wechselnde Zollbestimmungen oder offene Bewertungsfragen bei Kapitalbeteiligungen, politischer Druck, protektionistischer Lobbyismus der Konkurrenz oder schlichte Schlamperei.

Indessen geht die Reform voran. Vor allen Dingen aber sind sich Einheimische und Ausländer heute ziemlich einig: Die Reform ist nicht mehr umkehrbar. Alle Einsichtigen wissen, auch in der BJP: Nur eine beherzte Modernisierung gibt Indien die Chance, sein gewaltiges Potential zu entfalten. Wird sie genutzt, könnte seine Nationalwirtschaft im Jahre 2020 die viertgrößte der Welt sein.

Der indische Elefant ist in Bewegung geraten. Kapila Vatsyayan, die große alte Dame der Kulturpolitik in Delhi, ist sicher, daß er unaufhaltsam seinen Weg gehen wird. Sie sagt: „Der Elefant hat ein langes Gedächtnis. Er ist langsam. Er ist voller Kraft. Er ist verwundbar, aber unbezwingbar - ein einziger Schuß, ob Pfeil oder Kugel, kann ihn nicht töten. Er überdauert alle wilden Tiger des Dschungels.“

Die Frage ist, ob der indische Elefant oder der chinesische Drache als erster in der Moderne ankommt. Welches der beiden großen Völker Asiens vereint zuerst Wohlstand und Freiheit miteinander?

Indien und China sind beide aufstrebende Wirtschaftsmächte. Sie stehen vor den gleichen makroökonomischen Herausforderungen: Deregulierung, Öffnung nach außen, Anwerbung ausländischen Investitionskapitals, Hereinholen moderner Technologie. Beiden hängt weiterhin der riesige und unren-

table staatliche Sektor wie ein Mühlstein am Hals. Hier wie dort hemmt eine bleierne Bürokratie das Tempo des Fortschritts; Bestechung und Bestechlichkeit sind endemisch. Ihre Ziele sind identisch. Manche halten sie deswegen gleichsam für Zwillinge.

Aber die Ähnlichkeit hört auf, wo es um den Vollzug der auf die gleichen Ziele gerichteten Entwicklungsstrategie geht. Da suchen beide Länder ihre eigenen Wege. Sie setzen auch andere Prioritäten. China muß den ausländischen Partnern Vertrauen einflößen, indem es Strukturen und Systeme schafft, die aus dem Reich der Beziehungen (*guanxi*) in das Reich des Rechts führen. Dies hat Indien nicht nötig. Vielmehr muß die Vormacht des Subkontinents ihre ökonomischen Strukturen und ihr System reformieren, so daß ein auf Wettbewerb basierender Markt entstehen kann.

In Indien freilich ist die Freiheit der Ausgangspunkt für den Aufbruch in die neue Zeit, in China die Diktatur des Proletariats. In diesem Freiheitsvorsprung Indiens liegt die Erklärung dafür, daß es gerade in Deutschland so viel Sympathie genießt. Es ist die volkreichste Demokratie der Erde. Es hat unbestritten eine offene Gesellschaft. Seine Außenpolitik ist eindeutig defensiv auch dort, wo sie sich konsequent für die Landesinteressen schlägt: etwa im Verlangen nach einem Ständigen Sitz im UN-Sicherheitsrat oder in der Weigerung, den Atomwaffensperrvertrag zu unterzeichnen. Die westlichen Vorstellungen von Menschenrechten werden in Indien geteilt; in dieser Hinsicht gibt es keine Reibungsfläche. Indien ist ohne Einschränkung ein Rechtsstaat. All dies schafft Gemeinsamkeit und begründet Nähe.

Die zurückliegenden fünfzig Jahre stellen im Strom der Geschichte nur eine kleine Welle dar. Indien, seine Kultur, seine Philosophie, seine Dichtung sind älter als fünf Jahrzehnte, eher fünf Jahrtausende. Die Beziehungen Deutschlands zu Indien wurzeln im Humus dieser uralten Kultur; Wirtschaft und Politik folgten erst viel später. Friedrich Schlegels *Sprache und Weisheit der Indier*, 1808 erschienen, stand an der Wiege der deutschen Indologie, die ihrerseits der indischen Indologie entscheidende Impulse gab. Die ersten diplomatischen Beziehungen wurden dann von den Hansestädten Hamburg und Bremen angeknüpft, die 1844 in Kalkutta und Bombay Konsulate einrichteten. Die Kaufleute folgten den Gelehrten. Aber das Interesse am alten Indien überwog noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg das Interesse am neuen Indien. Und die Politik kam erst ziemlich spät ins Spiel: Die Zeitläufte brachten es mit sich, daß die Bundesrepublik und Indien erst 1953 diplomatische Beziehungen aufnahmen.

Seit ein paar Jahren ist das neue Indien interessanter als das alte, das lebendige faszinierender als das tote. Nicht, daß das ewige Indien vergessen wäre - wie könnte es auch? Nehru beschrieb sein Land einmal als „ein altes Palimpsest, auf dem Schicht um Schicht Gedanken und Träume geschrieben stehen und wo doch keine neue Lage je gänzlich verhüllt oder ausradiert hat, was

zuvor dort stand“. Wieder hat in Indien jetzt ein neues Zeitalter begonnen; abermals tritt es aus dem Alten hinaus in das Neue. Das Vorhaben, auf den überkommenen Fundamenten ein modernes Indien zu errichten, ist mehr als faszinierend. Der Ausgang des Experiments wird das künftige Mächtemuster der Welt im nächsten Jahrhundert wesentlich mitbestimmen. Das heutige Indien, das sich öffnet, reformiert, modernisiert, meißelt am Antlitz des nächsten Jahrhunderts.

Die Partnerschaft mit diesem Indien lohnt sich: im Verbund der freien Völker, im Geflecht der offenen Weltwirtschaft, im fortwirkenden Geist von Max Müller und Rabindranath Tagore.

Wünschen wir Indien Glück bei seinem historischen Vorhaben, Stetigkeit des Wollens und Nachhaltigkeit des Erfolgs. Wünschen wir ihm, daß Modernität nicht Extremismus fördert, daß der fällige Wandel sich ohne Trauma vollzieht, daß im wachsenden Wohlstand all die Zerrungsmomente, die sich aus der religiösen, sprachlichen und stammesbedingten Vielfalt des Landes ergeben, im Hegelschen Sinne aufgehoben werden. Und wünschen wir Indien, daß ihm der Ausgleich mit Pakistan gelingt, dem anderen „Mitternachtskind“ von 1947, damit Indien, Pakistan und Bangladesch die Last der Jahrtausende abwälzen und den Sprung in ein lichter Morgen tun können - im friedlichen und gedeihlichen Nebeneinander auf dem Subkontinent, der nach Entspannung und Versöhnung schreit, wenn nicht neue Kriege allen Fortschritt wieder zunichte machen sollen.